

Georg Braun

MOBBEL
WEG INS LEBEN

 tredition®

Georg Braun

Mobbel

Weg ins Leben

© 2016 Georg Braun

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

ISBN

Paperback: 978-3-7345-4931-1

e-Book: 978-3-7345-4932-8

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.



Mobbel

Weg ins Leben

Georg Braun

Frostiger Empfang

»Hi, Mobbel«, begrüßte Andy seinen neuen Klassenkameraden in der Klasse 6c der Zauberbergrealschule in Windberg. »Jogginghose, die im Schweiß trieft, Respekt, wie haste das hingekriegt?«

»Lass mich in Ruhe«, giftete Mobbel, der eigentlich Markus Walter hieß. Mit eingezogenen Schultern blickte er nach hinten, wo er einen Sitzplatz im Klassenzimmer vermutete. Zwei Plätze schienen frei zu sein. Als er den ersten Stuhl anließ, fauchte Kevin ihm entgegen:

»Hier steht meine Tasche, für dich ist hier kein Platz.«

Als er sich auf den Weg zur zweiten unbesetzten Tischhälfte machen wollte, rief Nathalie:

»Stinker, bleib mir vom Leib. So jemand wie du hat hier keinen Platz.«

Mit Tränen in den Augen und voller Wut packte Markus seinen Schulranzen, rannte zur Tür hinaus, worauf die Klasse 6c johlte.

»Dieses mobbelige Würstchen hat uns gerade noch gefehlt«, feixte Annika.

Die Partystimmung kühlte auf null ab, als unverhofft die Tür aufging und Rektor Anton Scholter in Begleitung von Markus eintrat.

»Kann mir jemand ausführlich erklären, was hier vorgefallen ist und euch zur Erheiterung gebracht hat?«

Betroffenes Schweigen oder feige Zurückhaltung beherrschten die Stimmungslage. Minutenlang hielten die Schülerinnen und Schüler still. Keiner wagte einen Laut zu

produzieren, während Andy durch seine Mimik und Gestik der Klasse zu verstehen gab, nichts, aber auch nicht einen einzigen Sterbenston zu äußern. Ansonsten...

»Damit wir uns richtig verstehen: Markus Walter gehört ab sofort zu eurer Klassengemeinschaft.« Sagte es und verschwand.

Digitaler Feuertanz

@Annika: Der Mobbel heute hat `ne richtige Show abgezogen. Dem müssen wir unsere Spielregeln erklären.

@Andy: Für den reicht das nicht. Der braucht eine echte Feuertaufe, sonst rennt der ständig zum Scholter.

@Nathalie: Passt auf, was ihr tut. Ich möchte nicht von euch wegen dem in die Scheiße gezogen werden.

»Morgen Mobbel, schön, dass du heute bei uns bist«, begrüßte Annika den Neuen auffällig heuchlerisch.

Markus bemerkte die alles andere als ehrlich gemeinte Äußerung als Zeichen, dass man es ihm in dieser Klasse möglichst schwer machen wollte. Woran das lag? Er konnte sich keinen Reim darauf machen. Heute erschien er nicht mit der speckigen Jogginghose.

Er hat die Mutter gebeten, ihm eine coole Jeans zu besorgen. »Bring noch ein geiles Shirt aus dem New Yorker mit.«

»Wo ist der Laden?«

»In der Fußgängerzone in Stuttgart.«

»Warum interessierst ausgerechnet du dich für Shirts? Bis heute würdest du in einem Kartoffelsack rumlaufen.«

»Bitte, Mama, tu mir den Gefallen. Ich erkläre dir das später.«

@Andy: Der Stinker trägt heute eine andere Hose. Die erste Lektion hat er verstanden.

@Nathalie Wir sollten seine Geduld ruhig austesten. Wenn er zu uns gehören will, muss er leiden.

»Ja, Mobbel, du hast aber schnell kapiert, dass wir eine edle Truppe sind. Die Schmuddelhose hast du wohl im Flüchtlingscamp abgegeben.«

»Du bist wohl ein ganz cooler Typ, Andy«, schmeichelte sich Mobbel scheinbar bei dem Anführer und Klassensprecher ein.

»Schlaues Bürschchen, Respekt.«

»Du hältst ziemlich viel von dir.«

»Mobbel, pass auf: Wenn du hier überleben willst, musst du immer wissen, auf welcher Seite du stehst.«

Andy meinte, Mobbel einnorden zu müssen. Der wirkte unbeeindruckt trotz der Drohung. Denn Andy wusste noch nicht, wer der eigentlich war, den er Mobbel nannte. Abfällig und grundlos. Der zweite Tag an der Schule und in der Klasse verlief deutlich angenehmer als der erste. Er gab der Mehrheit der Klasse zu verstehen, dass er gewillt war, einer von ihnen zu werden. So zumindest verstanden Andy, Nathalie & Co. die neuen Signale des Novizen. Sie ließen sich interessiert auf kommende Erfahrungen mit Markus ein.

Urus - Martan, Tschetschenien, Sommer 2005

»Mhamzov, komm zurück! Wir müssen etwas besprechen.«

»Ich spiele aber so gerne mit meinen Freunden«, meinte der Dreijährige.

»Du kehrst sofort um! Sonst gehst du mir nie mehr raus! « Wegen der Drohung kullerten große, kugelrunde Tränen über das Gesicht des Jungen. Er verstand die Welt nicht. Einmal im Leben kann er mit anderen Kindern in den verseuchten Tümpeln des Vorbezirks vom Urus-Martan, einer Regionalstadt im mittleren Westen Tschetscheniens, spielen. Kospania, der Mutter von Mhamzovs, ist die permanente Lebensbedrohung fast egal. Sie vermag nicht mehr, sich gegen die alltäglichen Probleme zu stemmen. Fünf Minuten nach der unmissverständlichen Aufforderung kehrte Mhamzov missmutig nach Hause zurück.

»Ich spiele so gerne. Was gibt`s?«, jammerte der Junge.

»Papa verabschiedet sich von uns. Er muss für längere Zeit weg. Du wirst ihn erst mal nicht mehr sehen.«

»Papa, wohin gehst du?«, fragte der kleine Sohn.

»Mach dir keine Sorgen, Mhamzov, es wird alles wieder gut.« Der Knirps entdeckte die an die Wand des Hausflures gelehnte Waffe. Er wuchs mit solchen Lebensbegleitern auf. Mhamzov hatte mitbekommen, wie russische Guerilla-Krieger den Vater seines Papas erschossen hatten - vor etwa einem Jahr. Ob er genau hatte realisieren können, was es mit Gewehren auf sich hatte, hatten die Eltern nicht ergründet. Ihnen schien recht, wenn das Kind so wenig wie möglich vom Krieg mitbekam. Sie unternahmen nicht die

kleinsten Versuche, das zukünftige Treiben von Homza, seinen Einsatz für die Unabhängigkeit Tschetscheniens von der Russischen Republik, zu erklären. Mhamzov hätte es sowieso nicht verstanden.

Sohn und Vater drückten sich minutenlang. Die kleinen Ärmchen des Buben umschlangen die Taille des zukünftigen Freiheitskämpfers. Die Tränen benetzten den Holzboden der baufälligen Baracke der Familie Kabulatov. Die Seele des kleinen Mannes ahnte, dass der Vater lange Zeit abwesend sein würde.

»Mach es gut, Papa. Vergiss mich nicht.«

Die Tränen Homzas schossen in Fluten aus den Augen. Die Worte des Kleinen kamen für ihn völlig überraschend. Der Junge drückte ihm einen Stein in die Hand.

»Der soll dich an mich erinnern.« Sagte es und rannte zu seinem kleinen Bett, auf das er sich schmiss und mit der Rührung kämpfte.

Kospania entschied, ihr Sohnmann sollte nach draußen gehen, den Abschiedsschmerz vergessen. Für einen Dreijährigen bedeutet der Vater alles. An ihm orientiert sich ein männlicher Heranwachsender, was der Papa sagt, ist Gesetz.

Der Junge raffte sich nur schwer auf. Zu stark pochten die Schmerzen in seinem Herzen, als dass er einfach zur Tagesordnung hätte zurückkehren können, aus der ihn die Mama herausgerissen hatte.

Homza und Kospania küssten einander inniglich, drückten sich und verbargen die Tränen. Für das Paar bedeutete das die erste Trennung in der bisher fünf Jahre andauernden Ehe. Mit Mitte Zwanzig, glücklich, trennte man sich nur schwer vom verehrten Partner. Sowohl Kospania als Homza

hätten sich keinen besseren aussuchen können. Sie wirkten rundum happy und zufrieden und vermittelten auch ihrem Buben das Gefühl, geliebt zu sein. An Kindergarten oder andere Betreuungs-möglichkeiten, wie die westliche Welt sie kannte, war nicht zu denken. Zum einen existierten diese Optionen nicht, zum anderen brachten die Kabulatovs nicht genug Geld auf. Die Umgebung betreute die Kinder. Im Krieg benötigte man die Mütter, um Nachschub zu produzieren. Kospania schuftete als Waffenproduktionshelferin in einer Fabrik vor ihrem Wohnort. Sie wechselte sich mit einer Nachbarin in der Betreuung der Kinder ab. Hygienische Defizite, auch für Kleinkinder lebensbedrohliche, nahm sie in Kauf. Wo das tägliche Überleben erkämpft werden musste, bekamen Zimperlichkeiten Hausverbot.

Mhamzov beobachtete, wohin der vermisste Papa lief, nachdem er schmerzvoll Abschied von Frau und Sohn genommen hatte. Durchs Fenster, in der als Wohnstube deklarierten Kammer sah er, wie Homza auf einen Militärwagen stieg, zusammen mit einigen anderen Männern. Väter, die für die Freiheit ihrer Familien und der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes in den Krieg zogen.

Die Russische Föderation war zerbrochen, als der Kalte Krieg Ende der achtziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts ein Ende gefunden hatte. Die damalige Sowjetunion hatte seit dem Jahre 1917 existiert. Nach außen hatten die sechszwanzig einzelnen Mitgliedsländer der Föderation eine harmonische Einheit demonstriert. Nach innen hatte es gewaltig geknistert, denn die Menschen hatten häufig Not gelitten und die Parteiführer sich einen Dreck darum geschert.

Auch die Tschetschenen hatten nach Unabhängigkeit vom russischen Joch. Sie hatten ihre Eigenständigkeit, was den Machthabern in Moskau wie eine Aufforderung ins Land

einzumarschieren, vorgekommen war. Sie provozierten einen unglaublich brutalen Krieg. Wie ein Vater, der nicht einsah, dass die Kinder erwachsen geworden waren, reagierte der russische Präsident auf das berechtigte Anliegen nach Souveränität. Die Tschetschenen ergriffen die Waffen. Es ging ihnen um ihr ein und alles. Niemand durfte den stolzen Männern auf der asiatischen Seite der ehemaligen Sowjetunion die Rechte streitig machen. Wenn es ihnen in diesem Moment nicht gelingen würde, die russischen Krallen zu stutzen, dann nie mehr. Demokratie, Menschenrechte – alles gefällige Begriffe, solange man sie genoss. Die Westeuropäer kapierten ihre komfortable Lage nicht und akzeptierten das harte Vorgehen der Einwohner des kleinen Staates kaum. Wer sein Leben lang Mitbestimmung und Menschenrechte in Anspruch nehmen durfte, verstand nicht, dass dafür Jahrhunderte zuvor Menschen ihre Existenz geopfert hatten. Homza Kabulatov sehnte sich nach Freiheit und kämpfte für die Menschenrechte, damit Mhamzov eines Tages unbeschwert atmen und durchs Land reisen dürfte.

Der Jeep transportierte etwa dreißig Kämpfer in die Hauptstadt nach Grosny. Dort brauchte man ihre Kraft und ihre Schusswaffen. Die Russen nahmen den Regierungssitz in der Stadt ein; den galt es, mit aller Macht zurückzuholen. Homza schien nicht in allen Einzelheiten klar, wie unterlegen er mit seinen Truppen war. Mit Enthusiasmus und abgrundtiefem Hass ließen sich die russischen Truppen nur begrenzt besiegen. Die vom Volk gewählten Machthaber vermieden das diplomatische Parkett. Heißsporne wie Homza opferten eher das eigene Leben, als dass sie weiterhin unter russischen Befehlshabern und Unterdrückern ihr Dasein fristen würden. Andere ehemalige Mitgliedsstaaten der Russischen Föderation konnten ebenfalls souverän werden, warum Tschetschenien nicht?

Wie Kleinkinder eifersüchtig um Bonbons stritten, so argumentierten die tschetschenischen Freiheitskämpfer. Was hatten sie für Vorteile, wenn sie den Hinterbliebenen nur noch als Grabsteine und Erinnerungsfragmenten übrig blieben?

Diese tiefschürfenden Gedanken provozierten die Gewaltspirale eher, als dass sie sie befriedet hätten. Niemand kehrte feige in die Heimat retour und ließ die Mitstreiter als russisches Kanonenfutter zurück. Sie dachten weder an die eigenen Familien noch an die zerstörte Infrastruktur nach einem jahrelangen Krieg. Die Zukunft durfte, solange die Gegenwart ungeklärt schien, in den Augen der Soldaten keine Rolle spielen. Ob es ein lebenswertes Leben jemals geben würde, entschied sich in diesen Momenten. Entweder man drängte den Feind aus dem Land oder man blieb Sklave im eigenen Haus.